

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 20

Artikel: Die Schwalben und das Kind
Autor: Fischer, E. / Buysse, Ciriël
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Augenblick der Seligkeit mit der „Sonne von Takarua“ zu teuer gekauft? Auf der Nacht dort war nicht nur Grace, dort lag auch eingebettet in einen kleinen Wattebausch seine einzige Möglichkeit, den lang gehegten Traum von dem kleinen Haus in Oregon mit Apfelbäumen und einem Brunnen mit kristallklarem, kaltem Wasser zu verwirklichen. Vor seinem inneren Auge erschien wieder das Bild Graces, wie sie ihren Kopf neigte und mit ihrer weichen Wange, der noch die anmutige Rundung kaum entschwundener Kindlichkeit anhaftete, zärtlich die Perle streichelte.

Jrgendwo in der Lagune sprang ein Fisch klatschend aus dem Wasser. Bill Hadley schrak aus seinen Träumen auf.

„Zuschrauben“, rief er Bapehara zu und griff nach dem scharfen Haimesser, das neben ihm lag.

Das Glasfenster schloß sich unter den sachkundigen Griffen des Polynesiers, und gleichzeitig strömte zischend die Luft aus der Pumpe in den Helm. Bapehara klopfte auf den Kupferhelm, als Zeichen, daß alles fertig und in Ordnung war, und Bill Hadley ließ sich hinabgleiten in die smaragdene Tiefe der Lagune.

Eingelegte Ruder.

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzloses Heute!

Unter mir — ach, aus dem Licht verschwunden —
Träumen schon die schönern meiner Stunden.

Aus der blauen Tiefe ruft das Gестern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?
E. F. Meyer.

Die Schwalben und das Kind.

Nach dem Holländischen des Ciriël Buysse von E. Fischer.

Es ist zwar in der zweiten Hälfte des Mai, aber das Wetter ist noch so schlecht und rauh, daß viele Vögel vor Hunger sterben. Besonders die Schwalben haben viel zu leiden. Die anderen Vögel, die sich zur Not mit Körnern oder was sie sonst finden mögen, nähren, halten es noch eine Weile aus. Aber die Schwalben brauchen Fliegen, winzigkleine Käfer und Mücken, und die gibt es nicht mehr in der nasskalten, grauen Luft.

In einem Winkel am Dach des Gewächshauses sind zwei Schwalben mit dem Bau ihres Nestes beschäftigt. Schlamm gibt es bei dem fortwährenden Regenwetter fast mehr als nur im Überfluß. Ohne Unterlaß schwärmen sie ruhelos im Garten herum, tief unten am Boden in der kalten Sturm- und Regenluft. Aber ihre Jagd nach Futter ist vergebens.

Was soll daraus werden? Die Kinder sind traurig darüber, besonders unsere Zweitälteste, die die Tiere so sehr liebt und zuweilen flug wie ein erwachsenes Kind spricht. Wir nennen sie deshalb den kleinen Philosophen. Heute mittags fragte sie mich beim Essen, ob sie nicht den hungernden Schwalben ein Stückchen Fleisch verabreichen dürfte. Sofort wurde etwas feingehacktes Fleisch mit etwas Eigelb gemischt und auf einem Teller in die Nähe des Gewächshauses gestellt.

Aber, o weh, das half den armen Schwalben nichts. Sie flogen darüber hinweg. Sie brauchten lebende Insekten, und die gab es gar nicht mehr. An anderes Futter hatten sie sich nie gewöhnt.

Und auf einmal ist etwas sehr, sehr Trauriges geschehen. Eine der Schwalben ist vor Erschöpfung auf die Schwelle des Gewächshauses gefallen. Ich wurde erst darauf aufmerksam durch das seltsame Gebahren der anderen Schwalbe, die um die todesmatte Gefährtin traurig und leise zwitschernd ängstlich hin- und herflatterte. Ich trat hinzu und nahm die Schwalbe auf. Sie war nicht tot. Mit offenem Schnabel schnappte sie nach Luft, die schwarzen Perlaugen glänzten noch, aber todmüde lagen die langen, spitzen Flügel ausgestreckt, und ganz lahm hingen die dünnen, feinen Füße, die nadelfeinen Nagelspitzen nach innen gekrümmt.

Schnell eilte ich an den warmen Ofen im Esszimmer mit der Schwalbe, träufelte ihr etwas warme Milch in den offenen Schnabel und steckte ein wenig Eigelb hinein. Ganz schwach, mit unregelmäßigen Zwischenpausen fühlte ich das kleine Vogelherz klopfen, das warme Vogelherz, das sonst so eilig schlug. Das Tröpfchen Milch floß wieder aus dem Schnabel heraus, und das Krümchen Eigelb blieb unberührt darin stecken.

Und jetzt, ach, der Kopf sank seitwärts nieder. Ich hielt das Tierchen auf der flachen Hand und

merkte keine Bewegung mehr. Die schwarzen Verlaugen waren noch offen und glänzten noch. Ich drückte das eine Augenlid nieder, aber es öffnete sich nicht mehr. Schieferblau, ein dünnes, mattes Häutchen, blieb es über dem glänzenden Auge geschlossen. Die arme Schwalbe war tot . . .

Vor dem Fenster flatterte die andere Schwalbe in ruheloser Hast hin und her und strich mit ihren schmalen Schwingen an die Scheiben, als wolle sie ihren Gefährten zurückhaben, um selber für ihn zu sorgen. Und ich trug den toten Vogel zurück an die Schwelle des Gewächshauses. Sofort kam sie herbei und flatterte ängstlich herum. Dann setzte sie sich endlich auf die niedrige Gewächshausmauer. Mit dem runden schwarz und braungefärbten Kopf, mit dem weißen Fleck auf der Brust, den langen und dunkelblauen übereinandergeschlagenen Flügeln sah sie aus wie ein kleiner Totengräber mit weißer Halsbinde und langem schwarzem Trauermantel.

Ich nahm den toten Vogel weg, und die lebende Schwalbe verschwand.

Auf einer Leiter kletterte ich an das Schwalbennest heran. Es war noch nicht ganz fertig; aber bereits lag ein hübsches grünlich-blaues Ei darin.

Die tote Schwalbe wurde von den Kindern voll Trauer begraben.

Am andern Tag besserte sich das Wetter, die Sonne schien warm durch die Regenwolken. Und eine lange Reihe schöner Tage folgte.

Da kam auch die andere Schwalbe wieder. Sie hatte noch zwei Gefährten mit sich gebracht. Auf dem Platz am Gewächshaus und in unserem Garten gab es nun ein sehr bewegtes Leben. Pfeilschnell schossen die Schwalben hin und her im warmen Sonnenschein. Manchmal schien es, als ob sie streiten und kämpfen würden. Eines Tages war eine der Schwalben verschwunden. Das zurückgebliebene Pärchen flog nun eifrig ein und aus und trug immer wieder neues Baumaterial zum Nest. Als dieses endlich fertig geworden war, saß nach einigen Tagen die eine der Schwalben darin und legte ihre Eier, während die andere geschäftig hin und her flog. Die Freude der Kinder war groß.

Das dauerte etwa zehn oder zwölf Tage. Als beide Vögel einmal das Nest verlassen hatten, stieg ich wieder auf die Leiter und fand in dem warmen flaumigen Nest vier reinweiße Eierchen. Schon zwei Tage darauf sahen wir vier kleine Köpfchen mit gelben Schnäbelchen, die über den Nestrand hinauspiepsten. Immerfort flogen die

beiden Alten eifrig ein und aus, und jedesmal, wenn eine von ihnen kam, streckten sich ihnen vier hungrige Schnäbel auf dünnen federlosen Hälsen piepsend entgegen, um dann die ihnen mitgebrachten Insekten heißhungrig zu verschlingen.

Es vergingen wiederum vierzehn Tage. Das Leben im Nest wurde von den Kindern eifrig beobachtet. Sie freuten sich schon auf den Tag, an dem die vier kleinen Schwalben ausfliegen würden. Das Wetter war schön und warm geblieben, und die kleinen Tierchen entwickelten sich zusehends. Bald saßen alle vier schon ganz gefiedert auf dem Nestrand, als wären sie jeden Augenblick bereit, ihren ersten Ausflug in die Welt zu wagen.

Eines der vier Vögelchen war aber bedeutend kleiner als die übrigen drei. Es konnte, auch wenn es wollte, sicherlich noch nicht fliegen.

„Vater“, fragte meine Älteste, „glaubst du nicht auch, daß die drei warten, bis das vierte auch mitfliegen kann?“

„Vielleicht“, antwortete ich, „aber es kommt wohl vor, daß solch ein Schwächling doch noch zugrunde geht.“

„Daß es stirbt, bevor es vollwüchsig ist?“

„Ja.“

Unser kleiner Philosoph beobachtete mit großen flugen Augen die beiden alten Schwalben. Dann rief sie plötzlich: „Vater, das Tierchen bleibt so klein und schwach, weil die Alten ihm nichts zu essen geben. Schon eine halbe Stunde habe ich genau beobachtet, daß es gar nichts bekommen hat, während die anderen gefüttert wurden. Sieh nur, jetzt bekommen wieder nur die Großen etwas, das Kleine nichts.“

Mit Interesse folgte ich den Dingen. Wirklich, das Kind hatte recht. Nur die drei Großen wurden gefüttert. Sie hatten das Kleine beiseite gedrängt, und vergebens öffnete das Kleine mit schwachem Gezwitscher den Schnabel, es bekam nichts. Es gab keinen Zweifel, das zurückgebliebene Tierchen wurde systematisch ausgehungert zum Nutzen der Größeren und Stärkeren. Hier galt das grausame Gesetz der Zuchtwahl in der Natur, wo nur die stärkeren Individuen das Recht zum Leben haben.

„Kinder“, sagte ich, dagegen läßt sich nichts machen. Nach dem Gesetz der Natur sollen nur die Starken leben.“

Ich entfernte mich und ließ die Kinder voller Betrübniß zurück.

Als ich unbemerkt wieder kam, geschah etwas Rührendes. Ich sah meine Zweitälteste mit einem

Schmetterlingsnetz und einer Büchse in den Garten gehen. Sie fing kleine Käfer und Fliegen, die sie nacheinander in die Büchse tat. Dann lief sie mit ihrem Fang nach dem Gewächshaus. Ich folgte ihr heimlich. Sie stellte die Leiter leise an, kletterte hinauf an das Nest und steckte dem armen, zurückgesetzten Vogel ihre Käfer und Fliegen nach und nach in den piepsenden Schnabel. Ich schlich weg, als wenn ich nichts bemerkt hätte. Als ich nach einigen Stunden von einem geschäftlichen Ausgang zurückkehrte, kamen mir die Kinder mit verweinten Gesichtern entgegen.

„Vater“, schluchzte meine kleine Vogelfreundin, „ich — ich wollte das Kleine selbst füttern, aber die häßlichen Alten haben es totgepickt und aus dem Nest geworfen. Nun sind sie mit den drei anderen weggeflogen.“

„Ach nein, das ist nicht möglich!“ sagte ich bewußt ungläubig.

Ungestimmt unter einander sprechend, führten sie mich nach dem Gewächshaus, und dort zeigten sie mir das tote Tierchen mit blutigen Federn und zerpicktem Kopf.

„Die bösen alten Schwalben sollen nur ja nicht wieder kommen,“ sagten die schluchzenden Kinder entrüstet. Langsam trat die Zweitälteste mir zur

Seite und sagte leiser mit zitternder Stimme: „Weißt du, Vater, was ich denke? Ich denke, daß das tote Tierchen von der ersten Mutter war und daß die zweite es eben nicht leiden mochte.“

Überrascht schaute ich die Kleine an und erinnerte mich plötzlich des Eies, das ich nach dem Tod der ersten Schwalbe im Nest gefunden hatte. Nichts bewies zwar, daß das geächtete Vögelchen jenem Ei entstammte, und trotzdem war ich von den Worten des Kindes ergriffen, dem intuitiven Ausdruck einer zarten und reinen Kinderseele. Ein großer Welt Schmerz war hier instinktiv aufgebrochen, etwas, das aus der weiten, harten und kalten Welt in die geheiligten Bezirke der noch unwissenden Kinderseele gedrungen war.

Was wußte ich dem Kinde darauf zu antworten? Nichts. Ich wollte ihm auch nicht sagen, daß es sich vielleicht irre. Und ich fand es viel zu rührend, um seine Meinung durch eine trockene und nach Gelehrsamkeit schmeckende Redensart zu widerlegen.

Ich faßte das Kind an der Hand und sagte leise: „Komm, wir wollen das arme Tierchen im Garten begraben.“

„Ja, neben dem anderen, neben seiner Mutter, nicht wahr, Vater?“ „Gewiß, neben das andere.“

Der sterbende Bauer.

Der Tod wird heute oder morgen unsern Nachbarn, einen alten, ausgewerkten Bauern, holen. Immer, wenn der große Meister wartend in den Gassen des Dorfes steht, muß ich wachen und eines Sterbenden gedenken, dessen mutiges Scheiden mitgeholfen hat, die Bilder, wie ich sie vom Tode in mir trage, freundlich und mild zu gestalten.

Jakob Rüdlin war der erste Sterbende, den ich sah. Wie es sei, wenn der Gottesbote an das Lager eines Menschen trete, hatte ich bis dahin nur aus Büchern erfahren, so aus Hansjakobs Hermesbur. Aber, offen gestanden, ich hatte dabei gedacht, ein Dichter habe das Geschichtlein erfunden, und ich zweifelte, ob der Mensch je in solch heldenhafter Art dem Tode gegenüberreten könne. Überdies hatten eifrige Sonntagsschullehrerinnen einst mein Denken gehörig mit bockschwänzigen Teufelsgestalten gespickt, so daß ich mir lange Zeit vorstellte, an einem Sterbebette finde etwas wie ein Turnier statt zwischen einem palmenschwingenden Engel und einem gabelbewehrten Satanas, so daß die letzte Stunde keinesfalls rosig sei.

Ich wurde eines andern belehrt, als ich als blutjunger Mensch eine Anstellung erhielt auf dem Lande und in kleinem Orte Wohnung fand bei einem vereinsamten Ehepaare, das vor Jahren schon krankheits- und altershalber das Gütchen verkauft hatte. Dem Sohne, welcher als Professor in fernem Lande weilte, eine Lebensstellung zu verschaffen, die höher und einträglicher war als diejenige des Vaters, war das Lebensziel der beiden Leutchen gewesen. Sie hatten es erreicht, und nichts anderes war ihnen mehr geblieben, als einander die Zeit zu vertreiben und auf ein geruhames Ende zu warten.

Im Herbst schon keuchte und hustete Vater Rüdlin umher. Man glaubte nicht, daß er den Winter überstehe. Gleichwohl hielt er durch bis in den März. Da begannen plötzlich die Kräfte zu schwinden, und eines Tages sagte er zu mir:

„Wenn Sie sich fürchten vor einem Sterbenden, so rate ich Ihnen, jetzt noch einen andern Unterschlupf zu suchen.“

Wir lachten ihn aus. Er aber bestand darauf, er werde in zwei Wochen nicht mehr unter den Lebenden weilen. Er fühle dies so deutlich, ohne